

Offener Schreibbrief von Lizzie Hanstengel.



No. 66. In der Philipp ist immer noch mit da! Wisse Se, ich bin mit die Frau, wo so siezig zu schreie is, awover das geht mich doch e wenig zu weit. Der Trapp, wo er for den Wedesweiler gemacht hot, der hot acht Stunde gemomme un jetzt is er schon purtinier zwei Woche odder so fort un ich hen noch nids von ihn gehört. Dente Sie, das is sehr? Ich dente, es is e Schelm. Do sich ich jetzt mit mein Buschel Rids un greine von Morgens bis in die Nacht, awover was ducht michs duhn? Der Wedesweiler is off Kohrs der einzige, wo ich noch e wenig Gistens von hen. Es is ja nit, daß ich mitaus Miens sin — o no; Geld hen ich plentie, awover was geb ich do drum? Ich hen en Mann un hen doch kein, ich sin, was mer uff deutsch sage duht, e Gräswidod; alle Leut frage mich nach den Phil un was tann ich sie for en Gdsjuhs gewore? Gar fein. Der Wedesweiler hat an den Mann geschriowe, wo mein alter Esel hot sein solle un der hot geunfert, daß der Phil schon zwei Woche zurid bei ihn gewese war un hätt das Geld tolltet. Jetzt dente Se nor emol an! uff seine alte Dage macht er noch so Hoffe! Der Wedesweiler hot gesagt, ich sollt mich nit weiter trubele; der Philipp hätt das Geld gemomme un hätt sich e gute Zeit gemacht, un wann er das Geld engebloht hätt, dann deht er schon wider komme. Sell is mich en schöne Trost gewese! Er hätt mich doch wenigstens e Lein drappe könne, dann hätt ich doch gewist, wo ich dran sin, awover nids is natings. Die Buwe hen ich jetzt widder all bei mich. Ich kann Ihne sage, es is in die erste paar Dage e schredliche Batter gewese, bi-falls ich war doch gar nit mehr zu den Trubel geuhst gewese. Die gute Männners, wo se bei die Brifschte, was unsern verkehrte Pub seine Alte is, gelernt hen, die ware in die erste paar Stunde schon widder vergesse un se sin widder grad so toff und frech gewese wie befor. Wie ich noch in unser eiaenes Prappertch gelebt hen, do sin ich doch klohs zu die Wedesweiler gewese un hen als emol for e Minut odder zwei zu se laufe könne; awover jetzt hen ich mich immer erst uff die müße, wann ich emol an se hen table wolle. Das is mich auch zuviel Unmuth gewese un do sin ich die mehschte Zeit in mei Haus geblowe. Ich muß Ihne awover doch noch en Inzident erzähle. Die Wedesweiler hot e Partie an den Wedesweiler uffgemacht un do hen ich off Kohrs en Zwitwischen kriegt. Ich dente es is sein Geburtstag gewese. Ich hen nit gehn wolle, awover die Wedesweiler is noch emol spezialle zu mich komme un hot gesagt, ich müßt unner alle Standisfens komme un se dehte mich schuhr edsperte un do hen ich dann schuhr, ahrecht, ich komme, mehrite daß ich dann e wenig annere Gedante kriegt. Am Obend hen ich mich auch werlich gedreht for zu die Partie zu gehn. Ich hen mein beste Stoff angezoje un hen mich die Haar gemacht, so schön wie ich's noch nit fertig gebracht hen. Ich hen mich auch e paar Blume in mei Haar gestekt; warum, das hen ich selbst nit gewist. Wie ich hin sin komme, do hen se alle die Auge uffgeriffe un hen sich gefreut, daß ich zu gut gedent hen. Lizzie, hot der Wedesweiler gesagt, du quidst splendib un wann ich en junger Borsh würd, dann könnt ich mich in dich verliebe. Off Kohrs hot er mich nor uffschallie wolle, awover ennweh gleich mer so ebbs zu höre. Es is e ziemliches Kraut dawege un ich muß sage, ich hen e aute Zeit gehabt; die Wedesweiler hot mich mit alle Piepels etwöhnet aemacht un mitaus, daß ich blohe will, in seh denn no teim sin ich das ganze Ding gewese. Mer hen e feines Sopper gehabt un arig aute Wein, un der Wedesweiler hot mich emol in die Ritschen gerufe un hot mich e Kimmleche gewore, was for meine Deitfesch-schen arig gut is. Ich hen nit gedent, daß der Wedesweiler so en Schentelmann wär. Bei den Sopper sin auch Spietsches gemacht worde. Se hen auch en Spietsch von mich hen wolle, awover ich sin doch gar nit for so ebbs priepert gewese un do hot en junger Mann, wo ich vorher noch gar nit in die Kraut gefehn gehabt hen, gesagt, er wolt den Spietsch for mich made. Un do hot er ein gemacht, sell is e Bietich gewese, un ich muß sage, ich hätt's meiselst nit besser made könne. Am End von sein Spietsch, do hot er mich dreimal doch lewe losse un all hen se mich geitert. Ich hen arig gut gefühlt un wie ich mich bei den Schentelmann bedant hen, do is er so neis zu mich gewese und ich könnt purtinier sage, er is schuwet an mich gewese. Er tell juh, wann mer an so ebbs nit mehr gewöhnt is, dann macht's em doch aut fähle. Ich hen mich arig aut mit ihn unterhalte un all die Güt hen's genohit, daß ebbs im Gang war. Der junge Mann hot mich ganz poleit gefragt, ob er mich kein nemme berst un das Ding hot

mich doch zu dente gewore. Ich hen zu mich gesagt: „Lizzie, hen ich gesagt, gud aus, was du du!“ Du bist e geheirate Frau un mehrlache Mutter, un der junge Mann dente mehrie, du wärst e finteke Frau, so was mer e Weibche nenne duht! Dann hen ich awover auch widder gedent, was is die Duff? Ich sin ja so gut wie fintel, wer weiß, ob mei alles Kameel widder reubhr tomme duht un ich sin schuhr, ich hen e gute Impreschen an den junge Mann gemacht un ich hen gesagt: ah-recht, un do hot er sich gefreut wie alles; er hot gesagt, ich wär grad die Frau, wo er nach gude deht, un wann ich nit seine Frau wer'n deht, dann wär er nit for die blehme. Ich muß sage, mei Herzche hot mich doch tein-der gebobelt un ich sin schuhr, do war nur der strenge Wein schuld dran. Well, so bei un bei is es Zeit geworde for hem zu gehn un der junge Mann hot mich eifhtet mit Robt anzugize un war arig plissent. Grad wie mer aus das Ruhm gehn wolle, bringt mich die Wedesweiler e kleines Pä-detch un sagt, da Lizzie, ich hen dich e wenig Reht eingeräppt for dein Grändicheit mit zu bringe! Do sin ich gefehndet! Sin Sie surpreist? Ich dente nit un in mein nächste Brief will ich Ihne rieporte, was das for e Sennfischechen gewore hot. Mit beste Riegards Lizzie Hanstengel.

Alter Anfang ist schwer.

Von den bescheidenen Anfängen der japanischen Flotte erzählt ein französischer General in Gaulois: „Ich sah das erste Panzerschiff, das Japan von England gekauft hatte, in der Rade von Jeddo seinen Einzug halten. Es hieß „Sunray“ (Sonnenstrahl). Von einem englischen Stabe und von englischer Schiffsmannschaft zur Stelle gebracht, war es den Anker aus in der ungeheuren Bai, in der alle Flotten der Welt hin- und herfahren können. Der Tag der Ankunft war ein großes Ereignis. Der japanische Stab und die japanische Mannschaft waren bereit, von dem Schiffe Besitz zu ergreifen, und einige Stunden nach der Ankunft, war alles an Bord. Der neue japanische Schiffskommandant hat den englischen Kapitän, ihm einige Weisungen zu geben, und die Engländer gaben dem neuen Personal reich ershöpfende Anstufung über die Behandlung der Maschine.

Bevor der Tag zur Rüste ging, benachrichtigte der japanische Kapitän den Engländer, daß er und sein Personal nun genug wüßten, und forderte die Engländer, nachdem sie ihre Mission erfüllt hatten, höflich auf, von Bord zu gehen. Der englische Kapitän hat dringend um die Erlaubnis, noch einige Tage bleiben zu dürfen, um seine Instruktionen zu vervollständigen. Ein Japaner erklärte jedoch, daß das nicht möglich sei, und die Engländer verließen das Schiff, fest davon überzeugt, daß die Japaner nie und nimmer mit dem großen Ungeheim fertig werden würden.

Als der japanische Kapitän allein und Herr an Bord war, beschloß er, sofort eine Probe seines Talents zu geben, und stieg auf die Brücke. Bald darauf fuhr das Schiff los und schauante unter dem Kommando seines Führers majestätisch dahin; trotz der ungeheuren Größe der Bai von Yokohama machte es aber bald den bedenklichen Versuch, an Land zu laufen. Der Kapitän wollte die Maschine anhalten lassen. Unglücklicherweise war aber der Mann an der Maschine ganz unersahren und hatte die Weisungen, die ihm die Engländer gegeben, vollständig vergessen: er fand den Stopper nicht, und das Schiff jagte mit unheimlicher Schnelligkeit weiter.

Wir standen auf dem Hafenplate und verfolgten in größter Aufregung alle Bewegungen des Schiffes, in der festen Ueberzeugung, daß es bald am felsigen Ufer zerschellen würde. Aber der junge Kapitän verlor nicht einen Augenblick seine Kaltblütigkeit: das Schiff mußte eine Wendung machen und so lange im Kreise herumfahren, bis alle Feuer zu erlöschen begannen. Das war das Debit der japanischen „Flotte“, die heute kühn genug ist, sich mit der alten russischen Flotte zu messen.

Marquis Ito's Klucht.

Marquis Ito, der in der Politik des fernern Ostens eine so bedeutende Rolle spielt, entkam nur mit knapper Noth, als während der abenteuerlichen Tage seiner Jugend ein Angriff auf sein Leben gemacht wurde. Er und sein Freund Znowge beschworen durch ihr Bestreben, europäische Zivilisation in Japan einzuführen, den Haß ihrer politischen Opponenten herauf, die ihre Ermordung beschloßen. Man vermuthete Ito in dem Hause einer Dame, mit welcher er in freundschaftlicher Beziehung stand, aber die Dame verbarg ihn so gut, daß er nicht gefunden werden konnte, und gab vor, daß er sie bereits vor einigen Stunden verlassen habe, und daß es ihr lieb wäre, wenn auch die Freunde sie sofort verlassen würden. Sie zogen darauf ab, und Ito gelang es, in einem Wollen Seide verpackt an Bord eines englischen Dampfers zu entkommen. Er verbargte in dieser Lage 36 Stunden lang ohne irgend welche Nahrung oder Getränk. Alsdann stellte er sich dem Kapitän vor und machte ihm den Vorschlag, während der Reise nach Liverpool als Steward thätig zu sein.

Ewige Freundschaft.

Eine Ballgeschichte von Reinhold Ortmann.

Nun ist an Fräulein Paulas Toilette auch die letzte Schleife arrangirt, das letzte Härtchen geschlossen, und wie sie neben ihre Freundin Ilse vor den hohen Ankleidespiegel tritt, da wäre es wahrhaftig schwer zu entscheiden, welcher von beiden der Preis der Anmuth und Lieblichkeit gebührt. Ilse ist blond und zart wie ein Blumenschföken, Paula brünett.

„Wie süß du aussiehst, kleine Ilse! Die Herren auf dem Ball müßten wahrhaftig Stockfische sein, wenn sie sich nicht auf dem Fleck in dich verlieben.“ „Ja, wenn du nicht dabei wärst. Aber wer sollte wohl neben dir bestehen?“ „Schäme dich — du bist eine kleine Schmeichlerin.“ „Und du bist mein liebes einziges Goldbräu. Ach, ich kann dir nicht sagen, wie schredlich lieb ich dich habe.“ „Und ich dich. Ohne dich würde es mir nicht das geringste Vergnügen machen, auf diesen Ball zu gehen.“

„Zärtliche Umarmung, soweit es die Rücksicht auf die empfindliche Toilette gestattet, deren duftiges Mullgewebe die jugendlichen Gestalten wie ein zartes Wölkchen umgibt.“ Die Freundschaft zwischen den beiden ist noch nicht sehr alt, denn Ilse's Papa ist erst vor vier Wochen in die Hauptstadt versetzt worden. Aber was ihm an Dauer abgeht, ersetzt der Bund der beiden Herzen durch schwärmerische Innigkeit. Da Ilse von Paulas Eltern mit auf den Ball genommen wird, hat sie sich im Hause der Freundin angekleidet.

„Wie schön es ist, eine Freundin fürs ganze Leben zu haben!“ flüstert die blonde Ilse, während sie sich nach Brust an Brust umhürlend halten. „Und wir werden uns treu bleiben bis in den Tod, nicht wahr?“ „Bis in den Tod und über das Grab hinaus.“ versichert Paula feierlich. „Was auch immer geschehen mag, nichts wird uns jemals trennen.“ Sie fahren auseinander, denn der Vater Paulas, der schon seit einer halben Stunde in Frad und weißer Binde den Salon durchwandert, klopf an die Thür mit der Frage, ob die jungen Damen denn noch immer nicht fertig seien. Wie zeitliche Sommerwölge flattern sie hinaus, und fünf Minuten später sitzen sie mit den Eltern im Wagen, eng aneinander geschmiegt und unter unaufhörlichem zärtlichem Geflüster.

Seite an Seite auch treten sie in den glänzenden erleuchteten Ballsaal ein, dessen Pracht und bunte Menschenfülle auf die an kleinädtische Verhältnisse gewöhnte Ilse den überwältigenden Eindruck eines berausenden Wunders hervorbringen. Sie ist so benommen, daß sie sich eng an die bedeutend zuverlässigere Freundin schmiegt und dabei ihre blauen Eisenwagen kaum umher zu schiden wagt. Am liebsten würden die beiden sich keinen Augenblick von einander trennen. Aber da man doch auf einen Ball geht, um zu tanzen, müssen sie sich wohl! schweren Herzens in das Unabänderliche ergeben.

Der junge Assessor Hartling, einer der hübschesten und elegantesten unter den anwesenden Kavaliere, hat sich schon vor vier Wochen bei Fräulein Paula den ersten Walzer gelehrt, und er versäumt natürlich, nicht, seine Rechte geltend zu machen. Während sie in dem lustigen Wirbel dahinstiegen, fragt der Assessor so beläufig, wer denn die reizende junge Dame sei, die er soeben in Fräulein Paulas Gesellschaft gesehen. Er kann sich nicht erinnern, ihr schon früher begegnet zu sein, und es ist auch sicherlich nicht der Fall gewesen, denn eine so bezaubernde Erscheinung würde sich seinem Gedächtniß ganz gewiß eingepägt haben.

„Sie ist die Tochter eines Regierungsraths und eben erst aus der Provinz hierher gekommen.“ antwortet Fräulein Paula ziemlich kühl. „Von Ansehen ist sie wirklich ganz nett.“ „Nur von Ansehen?“ „Na ja, was denn noch? Oder hat Ihr Scharfbild auch schon besondere feilsche Vorzüge an ihr entdeckt?“ „Ich glaube es beinahe. Dieser weiche Ausdruck des zarten Gesichtchens, dieser sanfte Blick der schönen blauen Augen.“

Jetzt lachte Fräulein Paula hell auf. „Ich wünschte Ihnen, Herr Assessor, daß Sie als Amtsrichter in eine recht kleine Provinzstadt kommen. In solchen Reiterställen pflegen alle jungen Damen diesen weichen Gesichtsausdruck und diesen sanften Augenauschlag zu haben. Hier in der Großstadt hat man für das, was sich in der Regel dahinter verbirgt, eine nicht sehr schmeichelhafte Bezeichnung.“ „Dummheit — wollen Sie sagen? Sollte auch diese allerliebste junge Dame —“ „O, ich will durchaus nichts gesagt haben. Denn Ilse ist sonst ein ganz gutes Mädchen, und außerdem ist sie meine Freundin.“

Beim nächsten Rheinländer tanzt der Assessor Hartling mit Fräulein Ilse eine Extratour. Und nach deren Beendigung kommt das blonde Mädchen glückstrahlend zu der Herzensfreundin. „Was für ein angenehmer und interessanter Gesellschaft ist doch dieser Herr Assessor. Sieh nur,“ und sie zeigt ihr die mit unersichtlichen Re-

füßen bedeckte Tanzart, „für nicht weniger als drei Tänze hat er mich bereits engagirt.“ Um Fräulein Paulas Lippen zudte es eigentümlich.

„Natürlich, du hast dir ja auch genug Mühe darum gegeben. Wenn man so verschwenderisch ist mit schmachtenden Blicken —“ Das Mädchen steht ganz erstarrt. „Mit schmachtenden Blicken — ich? Höre, Paula, das ist entweder ein schlechter Scherz oder geradezu eine Beleidigung.“ „Mein Gott, warum so empfindlich! Wenn man gleich mit dem ersten Herrn, der einem in den Weg kommt, so auffallend toletirt, muß man sich wohl oder übel auch eine Kritik gefallen lassen. Im übrigen gönne ich ihn dir von Herzen, diesen faden Affessor.“

In Ilse's blauen Augen funkeln Thränen des Jorns. „Das ist abseuflich. Und es ist nur häßlicher Neid, was dich so sprechen läßt. Wenn ich gewußt hätte, daß du es auf ihn abgesehen hast —“ Mit einer Bewegung voll königlichen Stolzes wirft Fräulein Paula den Kopf zurück. „Ich verbitte mir dergleichen Redensarten. Ich habe es auf Niemanden abgesehen, und es ist nicht meine Art, mich im Verkehr mit Herren herausfordernd zu benehmen. Das überlasse ich anderen.“

Und hohelichtvoll wendet sie sich ab. Fräulein Ilse tanzte nun aber erst recht mit dem hübschen, amüsannten Assessor. Da, ehe sich die Paare zur Quadrille aufstellten, tritt Paula noch einmal an sie heran und flüstert ihr mit merklich bebender Stimme zu: „Du solltest doch nicht vergessen, daß meine Eltern gewissermaßen die moralische Verantwortung für dich übernehmen haben. Es würde mir leid thun, wenn ich sie auf dein Benehmen aufmerksam machen müßte.“

„Theu dir keinen Zwang an, meine Liebe! Ich kann schon verantworten, was ich thue. Jedem Reidschamell kann man's schließlich doch nicht recht machen.“ Paulas brünettes Antlitz wird blaß vor Entrüstung. „Der Reidschamell geht auf mich, nicht wahr? Aber nun ist es genug. Ich habe mich schmählich in dir geäußert, und es ist wohl am besten, wenn wir von jetzt ab keine Notiz mehr von einander nehmen.“

Das blonde Mädchen zudte gleichmüthig die Achseln. „Wie es Ihnen beliebt. Der Irrthum ist jedenfalls ein gegenseitiger gewesen.“ Damit legt sie lächelnd ihre Hand in den Arm des Assessors, der soeben gekommen ist, um sie zur Quadrille zu holen. Auf den Reigentanz folgt das Ball-souper, das an kleinen Tischchen eingenommen wird. Der Assessor hat sich natürlich nicht nehmen lassen, Fräulein Ilse zu führen, und als er nun ihr gegenüber an einem der runden Tischchen Platz genommen, streift er zum ersten Mal seine weißen Handschuhe ab. Die Augen des blonden Mädchens werden ganz groß, als sie den aufscheinend noch ganz neuen glatten Goldreiß am Ringfinger seiner Linken blihen sieht. Und etwas unbedacht fährt es ihr heraus: „Sie sind verlobt, Herr Assessor?“

Mit dem unbefangenen Lächeln von der Welt verneigt er sich bejahend. „Seit drei Tagen, mein gnädigstes Fräulein! Die Anzeigen werden morgen veröffentlicht werden. Leider kann ich nicht die Ehre haben, Sie mit meiner Braut bekannt zu machen, da sie in Wiesbaden wohnt.“ Für einen Moment hat Fräulein Ilse die weißen Fädenchen in die Unterlippe gedrückt. Dann aber ist sie gegen ihren Kavaliere unbefangenen und freundlich wie zuvor.

Als das Souper vorüber ist, findet in einem der Nebenräume eine ruhende Versöhnungsszene zwischen den beiden jungen Damen statt. Natürlich hat keine von ihnen gemeint, was sie der anderen gesagt hat. Alles war nur halb Mißverständnis und halb Scherz. Und als man gegen Morgen gemeinschaftlich heimfährt, da sitzen Ilse und Paula fest aneinander geschmiegt wie zwei Gesellschaftsvögeln im Wagen.

Ihre „ewige“ Freundschaft ist neu gekittet und sie sind glücklich in der Gewißheit, daß nicht den Bund ihrer Herzen trennen kann — es wäre denn allenfalls ein hübscher junger Mann. Was einer nicht übt, das verlernt er. \* \* \*

Neuerdings soll man Torpedos construiren können, auf denen je ein Mann im Wasser reitet und die von ihren Reitern dirigirt und kurz vor dem Anprall an das feindliche Schiff verlassen werden! Na, da hätten wir ja die lange gewünschte berittene Marine! \* \* \*

„Cramp“ und Millionär.

Skizze aus dem New Yorker Leben von Eduard Engel.

Sie saßen bei der Habana — das Stück zu 75 Cents — im Raudzimmer eines der „prominentesten“ Bankiers in der Fünften Avenue nach einem kleinen, späten Herrensinner. Delmonico hatte es geliefert, nicht zu theuer, nur dreißig Dollars für jedes Gebet, natürlich ohne Weine. Den gab der eigene Keller des Hausherrn her, dessen Frau mit den beiden Töchtern seit einer Woche in Saratoga weilte. So ein richtiges Strohwoitwessen!

Eine auserlesene Gesellschaft, nur neun, „die Zahl der Grazien“, wie der Wirth geistreich bemerkte. Er war als Naturergesse aus Berlin eingewandert, war dann der größte Bauunternehmer von New York geworden, und hatte schließlich „zum Ausruhen“ ein Bankhaus gegründet. Schon als Bauunternehmer hatte er den besten Ruf gewonnen; namentlich staunten ihn die Baubeamten der Stadt an wegen seines sprichwörtlichen „Glücks“: nie war eine seiner Miethstafelnen eingestürzt. Edward Webster (in Berlin hatte er natürlich Eduard Weber geheißt) pflegte zu sagen: „Bauschwindel bezahlt sich nicht; man spart ein paar hundert Dollars an zu schlechtem Wörtel, und führt sich ein Kasten mal ein, so riskirt man Entscheidungsfällen, die eine Million und obenbrein noch einige Jahre Sing Sing kosten. Er bezahlt sich nicht.“

Und eine offene Hand besaß Webster. Bei jedem großen öffentlichen Unglück stand sein Name in der Geberliste unter den zehn ersten, und nie mit weniger als einer vierstelligen Zahl. Es maagte ihm Spaß, bei solchen Gelegenheiten zu zeichnen. „Es schmedt besser hinterher“, meinte er; und war er besonders gut aufgelegt, so sagte er zu Landsleuten mit einem seiner seltenen Rückfälle ins Berlinische: „Man hat et ja, et ja da!“

Webster schätzte mit einem sachkundigen Rundblick den „Werth“ seiner Gäste auf knapp 80 Millionen Dollars, denn von den Allerreichsten der Stadt war kein einziger am Tische. Außer dem Wirth noch zwei Bankiers, ein Lederhändler, ein Eisenbahndirektor, zwei Häusermakler, ein Plutergewinnsspieler, Fabrikant und ein armer Schlucker, der ärmste der Gesellschaft, ein Zeitungsredakteur mit höchstens zehntausend Dollars Jahresgehalt, aber ein anständiger Mensch — überhaut eine anständige Tafelrunde, nicht ein einziger Politiker von Beruf darunter.

Man rauchte also die wirklich guten Habanas, von denen jeder Zug ungefähr einen Groschen kostete, und war sehr vergnügt. Natürlich sprach man auch von dem entsetzlichen Unglück im Conemaughthal und von den tausenden Vermirrten, Ertrunkenen, Erschmetterten und dem trüben Jorke ihrer Hinterbliebenen in Johnstown. Jeder der Anwesenden, der Zeitungsmann eingerechnet, war sich redlich bewußt, nach Kräften das Seine gethan zu haben, zur Vinderung der tausendfachen Noth. Sie hatten, wie sie da saßen, zusammen mehr als 60,000 Dollars gependet, und die Cigarre schmiedete ihnen somit nach Zug und Noth vorrechtlich.

Der Wirth des Hauses sagte mit einem etwas verschämten Lächeln: „Gentlemen, ich kalkulire, wir alle haben so ungefähr unsere Schuldigkeit gethan, und ich rechne, von unseren bescheidenen Gaben können gut und gern an tausend Menschen ein paar Monate ihr Dasein freisten, bis sich etwas Dauerhaftes für sie gefunden. Ich bin ja freilich in einer ganz verflürzten Lage; ich habe versucht auszurechnen, wie viel ich eigentlich hätte zeichnen sollen, wollte ich mathematisch genau verfahren. Ich dachte bis jetzt, ich könnte so halbwegs rechnen, aber dies Crempel triegt ich nicht zum stimmen.“

Räudlich so: komme ich da gestern von der Börse, wo wir Leute vom Fach ein bißchen zusammengeschlossen hatten. Da Sie's ja doch schon wissen, wie viel ich gezeichnet, kann ich's ohne Dichtworte nochmal sagen — na also, zehntausend Dollars rund. Ich dachte: 's ist ja nicht übermäßig, aber doch verhältnißmäßig; wenigstens habe ich mich nicht damit blamirt. Lieber Himmel, zu Grunde gegangen wäre ich auch von zwanzigtausend nicht, aber in diesem Jahre scheint rein die Hölle losgelassen, und wer weiß, ob man nicht schon morgen wieder für irgend eine Ueberhörmung oder Feuersbrunst zum Checkbruch greifen muß. Wo war ich? Ach, richtig, bei den zehntausend Dollars. Nicht ganz unzufrieden mit mir, ging ich den Broadway entlang, kaufte für Mrs. Webster das Brillantenhandschmied mit dem großen Dal, das sie sich längst gewünscht — beiläufig bemerkt, ein wahrer Fund, nur zwöftausend Dollars — und blieb einen Augenblick vor einem Laden unweit des Jewellers stehen. Sehr lustiges Schauspiel da: ein bieder Thürhüter mit einem Tambourmajorstock steht terzengerade aufgepflanzt neben einer großen gläsernen Urne — und giebt Obacht auf sie und die Vorübergehenden.

Daneben auf einem Plakat die letzten Hochloshafenen aus Johnstown, Southfort u. i. w., und darunter eine kurze Aufforderung an die Mitbürger, ihre Beutel aufzutun und möglichst viel von deren Inhalt da in die Goldfische zu werfen. Eine gar nicht üble Idee und offen-

bar von Erfolg gekrönt, denn die Urne war gut zu einem Drittel gefüllt mit Münzen und Noten aller Art. Wie ich näher treten will, um mir die Sache näher zu besehen, kommt mir ein Kerl zuvor, ein Kerl sage ich zum Malen. Das wahre Modell zu einem verlumpten „Cramp“. Rod und etwas wie eine Weste, halb zugeknöpft, genug, um zu sehen, daß nicht einmal ein Hemd vorhanden. Na, und die Stiefel! Wird auch wohl nach Schnaps gezufert haben, aber ich waagte mich nicht nahe genug, um dessen sicher zu sein.

Was den „Cramp“ nur die Geschichte angeht! Er stand vor dem Plakat wie angewachsen und las die Nachrichten sammt der Aufforderung zum Geben mit peinlichster Gewissenhaftigkeit. So unterm Lesen warf er oft schnelle, verflöhene Blicke nach der seitwärts stehenden Urne. Ich dachte mir mein Theil. Der Wächter ließ kein Auge von dem Cramp und dachte auch sein Theil. Endlich war der Kerl mit Lesen fertig, steckte die Hände in die Hosentaschen und aing zögernd wez. Von Zeit zu Zeit blieb er wieder stehen. Nun trat ich an die Urne, warf ein Fünftollardstück hinein und sagte zu dem Tambourmajor: „He, der Cramp da, was?“

„Der da?“ Und er drehte kaum den Kopf nach der Ede. „Wer sich an der Terrine vergreift, dem schlage ich den Schädel ein.“ „Na, dazu kann's bald Veranlassung geben,“ sagte ich und aing auf die andere Straßenseite. Das Ding interessirte mich, das mußte ich mit ansehen. „Inzwischen hat unser Stromer angefangen, in all seinen Taschen zu tramen, weiß der Himmel monach! Ich denke, nach einem Messer oder Revolver, um den Wächter niederzujuchen oder umzutunnen. Am helllichten Tage und am Broadway, ein ziemlich starkes Stück. Er tramt und murst in allen Eden und holt auch so allerlei hervor. Ich stand keine zehn Schritte von ihm. Erst drei, nein vier Knöpfe verschiedener Größe, die er kopfschüttelnd umbreite und in die linke Hand schob. Er suchte und suchte weiter, eifrig, ägerlich wie einer, der weiß, es muß noch etwas drin stecken, was sich nicht finden lassen will. Halt! Jetzt hat er's gefunden, und ein schlaues Grinsen umflattert seine schnapptigen Züge. Was es war, konnte ich nicht sehen; schwerlich eine ernsthafte Waffe. Dann feuerte er wieder auf die Urne zu. Aha, jetzt wird's Ernst, denke ich. Aha, jetzt wird's Ernst, denkt auch der Wächter und faßt den Riesentüppel trampfhaft fest. Dabei wirft er mir einen Blick zu, wie: Hier wird's bald trachen! Und ich ihm einen Blick hinüber: Bin neugierig, ob er auf einen Hieb fällt.“

Der Cramp hat von unserem Augengespräch nichts gesehen, sondern schiebt sich auf die Sammelterrine los. Da ist er davor und hat den Kerl gehoben, hat ihn mit einer Art feister Würde der Terrine zugeseht; dann hat er ihn wieder gehoben, zwei Finger grüßend an die Miße gelegt, und ist weg, als seien zwanzig Polijisten hinter ihm her. Ich natürlich hinüber zum Wächter und ihn angefahren: „Nette Wache das, die das Geld der Armen stehlen läßt und den verdamnten Spibuben abschießen läßt.“

„Ein Spibube kann der schon sein, Herr, ein Cramp ist er sicher, aber was soll ich thun, wenn er kommt und einen Dime reinsteckt und mir sagt: „Ich bitte um Entschuldigunge, es ist der letzte silberne Rogitaner!“ Seitdem zerbreche ich mir den Kopf, wie viel denn unserns, streng genommen, in solchem Falle, wie diesem, zeichnen soll? So'n Cramp ist wahrhaftig besser dran!“

Religion der Japaner. Ein Kenner japanischer Zustände, Joseph McCabe, hielt dieser Tage in London einen Vortrag über das Thema: Japan, eine Nation ohne Gott. Der Vortragende führte aus, Japan habe eigentlich drei Religionen: Shindoisimus mit Millionen Gottheiten, Buddhismus mit einer Anzahl Götter und Confucianismus, die Hauptreligion ohne Gottheit und ohne irgend welche Beziehung zu einer Gottheit. Während der letzten 1000 Jahre ist jeder gebildete Mann in Japan Anhänger des Confucianismus gewesen. Der Shindoisimus, die eigentlich einheimische Religion, ist eine Mischung von Naturanbetung und Apenkultus; er will das Volk nicht moralisch inspiriren und ist lediglich ein Kultus der Ceremonien. Der Buddhismus, moralisch in seiner Auffassung, ist zum Formentram geworden. Auf die besseren Regungen der Nation übt er keinen Einfluß mehr aus. Der Confucianismus war die Quelle aller idealen Bestrebungen in Japan. In den japanischen Schulen wird keine Religion gelehrt; den Kindern werden nur allgemeine ethische Begriffe beigebracht. Gott oder der Himmel werden nie erwähnt. Den Kindern wird nur die einfache menschliche Pflicht, die der Mensch zum Menschen hat, gelehrt. Seit 1000 Jahren hat der japanische Nationalgeist es sich genügen lassen, ein rein ethische Kultur im Volke zu pflegen. Im Herzen der Nation hat der Confucianismus eine Stätte gefunden und alle Versuche, das Christenthum auszubreiten, sind jetzt gesclagen.